



«Ich bin glücklich, wenn mich die Arthritis in meinen Fingern Gitarre spielen lässt», sagt Wale Liniger

Rendezvous

Wale Liniger
Bluesmusiker in den USA

Der Berner Wale Liniger ist Bluesprofessor in den USA – und ein echter Bärner Gring

«D'WÄUT ISCH E SCHNUREGIGE. DRANNE SUGGE U DRIBLAASE. FERTIG»

Im Theater Matte ist ein neues Format geboren. Es heisst «Bärner Gringe». Gastgeberin Livia Anne Richard lädt bekannte und weniger bekannte Menschen mit Bernbezug ein, um mit ihnen tiefergehende Gespräche zu führen. Tiefgang musste sie ihrem ersten Gast, dem Bluesprofessor Wale Liniger, nicht abringen. Den Tiefgang, viel Selbstonie und Live-Musik hat er gleich selber mitgebracht. Hier das Interview in gekürzter Form.

TEXT LIVIA ANNE RICHARD
FOTOS RETO CAMENISCH

Livia Anne Richard: Wale, Du hast mehr als die Hälfte Deines bisherigen Lebens in den USA verbracht. Wieviel «Bärner» steckt noch in Deinem «Gring»?

Wale Liniger: Es steckt noch mehr Bern in mir, als es von Bern überhaupt noch gibt. Das Bern, das ich suche, gibt es so nicht mehr. Die Bäume stehen nicht mehr dort, wo wir als Jungs «dra bislet» haben, Tobler riecht nicht mehr nach Schokolade, sondern nach intellektuellem Auspuff. Es haben sich halt logischerweise sehr viele Sachen geändert und dadurch, dass ich nur selten hier bin, passiert das nicht organisch, sondern schockartig.

Also fühlt sich Bern nicht mehr als Heimat an für Dich?

Ich habe früher gesagt, die Schweiz ist meine Heimat. Dann habe ich gemerkt, dass das so nicht stimmt, dass ich mit einem Zürcher oder einem Thurgauer nur wenig gemeinsam habe. Ich habe dann immer gesagt, «Bärn isch mi Heimat». Das stimmt aber so eigentlich auch nicht. Das ist viel zu gross gedacht. Heute sage ich, meine Heimat ist der Seidenweg 16 in der hinteren Länggasse. Der ist aber natürlich auch nicht mehr gleich wie früher.

Auf dem Weg von einem Auftritt im Wallis über Montreux zurück nach Bern wollte ich einem Freund von mir kürzlich das Schloss Chillon zeigen. Das Berner Wappen an der Fassade sollte ihm beweisen, wie gross Bern einmal war. Nun: Vom Berner Bär ist nur noch ein roter Klecks

übrig. Mein Bern gibt es nicht mehr – weder konkret, noch symbolisch.

Hast Du denn deine Heimat in der Musik, im Blues, gefunden?

Nein, und das werde ich auch nie. Ich hatte vor kurzem ein Erlebnis: Ich war in der Landbeiz «Zum Wilden Mann» in Schmidigen, da kam ein Jodlerchor herein, um nach der Chorprobe «Härdöpfusalat u heissi Wurscht» zu bestellen. Es herrschte eine kauende Stille und plötzlich hörte ich einen Ton, ein Ansingen und dann haben die in diesem Saal einen Jodel von sich gegeben. Ich sass mitten drin, und es hat mich geschüttelt. Diese ganze Gaststube hat vibriert, und ich wusste nicht, ob ich weinen soll oder nicht. Das war, wie wenn ein Luftstoss durch mich hindurchgegangen wäre und die letzte Ecke in mir rausgeputzt hätte. Ich konnte mich nicht mal mehr vor mir selber verstecken. Und in dieser Disziplin bin ich sonst ein Meister. Ich bin seither durcheinander. Das war ein Heimatgefühl wie ein Hammerschlag in den Bauch. Ich war plötzlich so geerdet in diesem Saal. Ich muss für mich erkennen, dass ich das so im Blues nie finden werde. Die kulturellen Grenzen sind in einem Menschenleben nicht aufzubrechen.

Bei uns wird am Freitagabend im Schweizer Fernsehen zur Prime Time die Sendung «uf u dervo» gezeigt. Vor 37 Jahren hast Du hier alles hingeschmissen und bist ausgewandert. Du hast somit den Traum von vielen Menschen in der Schweiz verwirklicht.

Ich weiss gar nicht mehr, warum ich gegangen bin. Wenn ich gewusst hätte, was alles mit mir passieren wird, hätte ich den Mut gar nicht gehabt, zu gehen. Ich bin da in einer bodenlosen Ecke der USA hängengeblieben und ich als Schweizer brauche doch eigentlich Boden, das weiss ich heute. Kommt dazu: Ich habe Amerika nie getraut, weder dem Amerika als Gesellschaft noch den einzelnen Menschen. Bei mir war es kein «uf u dervo» sondern eigentlich hat es mich lediglich «angeschissen», eine Lehrerfortbildung zu absolvieren. Plötzlich hätte man da in

Kurse gehen sollen und dem wollte ich mit unbezahltm Urlaub aus dem Weg gehen. Aus diesem Fluchtreflex sind 37 Jahre geworden.

Nun arbeitest Du in South Carolina einerseits als Musiker, andererseits auch wieder als Lehrer. Du unterrichtest Studenten zum Thema «Blues». Geht es da um die Geschichte der Musik oder ist Blues als Lebensgefühl gemeint?

Ich rede mit ihnen über den Blues als Lebensgefühl. Und darüber, dass sie zu unterscheiden lernen, was sie glauben und was sie wissen. Zwischen «I believe» und «I know» ist das ganze Leben. Als Kind glaubt man alles, weil man es noch nicht wissen kann. Wissen tut man nur, was man zu seinen ureigenen Erfahrungen zählen kann. Diese Begriffe sind in den USA komplett austauschbar geworden, jeder meint, er wisse alles. Ich versuche den Studenten gesunden Menschenverstand beizubringen anhand vom Blues, eine musikalische Stimme, die es wohl nur gibt, weil in der Zeit der Sklaverei und Rassendiskriminierung jeglicher gesunde Menschenverstand absent war. So schliessen sich Kreise.

Dann machst du also eine Art Lektion in Philosophie mit den Studenten?

Nei, mir schnure eifach zäme.

Ok, dann heisst das Fach «we-talk-together»?

(lacht) Nein, es heisst «Echoes in Blues». Im «Echo» erkennst du schon wieder den Schweizer. Ich erkläre den Studenten, dass sie mal was rufen müssen, wenn sie ein Echo erhalten wollen. Für die Studenten ist es bereits ein grosses Wagnis, einfach mal aus dem hohlen «Ranzen» heraus was zu sagen.

Wie wurdest Du, gerade von den farbigen Bluesmusikern, die den Blues, seinen Groove und seinen geschichtlichen Hintergrund mit der Muttermilch aufgesogen haben, aufgenommen?

Heute sind alle, mit denen ich Musik

Im neuen Format «Bärner Gringe» spricht Livia Anne Richard im Theater Matte mit Berner Originalen. In der ersten Ausgabe der Gesprächsreihe war Wale Liniger zu Gast



gemacht habe, tot. Nicht wegen mir, aber sie sind trotzdem tot. Etta Baker, James Son Thomas, alle sind nicht mehr da. Von Akzeptanz zu sprechen ist schwierig. Das war eine Generation von Schwarzen, die den ganzen Rassismus noch erlebt haben, inklusive der «legalen» Rassentrennung. Das ging auch an mir nicht spurlos vorbei. Augenkontakt zu haben, mit James Son Thomas zum Beispiel, war fast nicht möglich, denn sie durften den Weissen ja früher nicht in die Augen schauen. So degradierte man sie zu etwas Minderwertigem. Was ich aber merkte ist, dass die Schwarzen mir Informationen gaben, die sie einem weissen Amerikaner nicht gegeben hätten.

Als ich in den USA war meinten die Leute immer, ich sei aus Schweden. Kennst Du das?

Ja natürlich. Anfangs habe ich sie noch korrigiert aber sie sagen dann einfach «whatever». Es interessiert sie nicht. Punkt. Sie interessieren sich eher, ob man die Waffe nur verdeckt oder offen tragen kann. Das erstaunt aber natürlich nicht, bei einem Präsidenten, der kürzlich verlauten liess: «Ich bin der Meinung, dass Waffen von allen Bürgern getragen werden sollen, damit weniger unschuldige Menschen sterben müssen.» Mit dieser

Logik von «oben» muss einen nichts mehr erstaunen. Ich weiss nie, welcher meiner Studenten eine Pistole trägt. Ich versuche beim Unterrichten nicht daran zu denken, aber wenn ich daran denke, tut mir das nicht gut.

Du traust den Amis nicht, nicht mal deinen Studenten, alle, mit denen Du geilen Sound machen konntest, sind tot – gibt es auch Momente des Glücks?

Ich bin glücklich, wenn ich in der Nacht ausnahmsweise schlafen kann, am Morgen aufstehen kann, ohne zuerst Freübungen zu absolvieren, wenn ich auf den Fuss abstehen kann, ohne Krampf und vor allem, wenn mich die Arthritis in meinen Fingern Gitarre spielen lässt. Man wird bescheiden im Alter. Und man kann das Glück weder kaufen, noch ihm hinterherrennen. Man muss es erkennen, wenn es kommt.

Du bist nun 68 Jahre alt. Wohin des Weges, Wale?

Ich möchte auch nach dem Leben – vielleicht genauer: nach meiner Tätigkeit – als Bluesprofessor noch nützlich sein können und nicht einfach auf einem Abstellgleis, oder sogar im Weg stehen.